



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

G., H.: Die Zukunft unsers Offizierstandes

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Zukunft unsers Offizierstandes



er an sich vortreffliche Aufsatz in Nummer 25 dieses Jahrgangs „Vom Avancement“ erschöpft die Frage noch nicht. Mit Rücksicht auf ihre Wichtigkeit für die Zukunft des deutschen Heeres und damit des Vaterlandes sei es erlaubt, nochmals auf sie zurückzukommen. Vielleicht gelingt es gemeinsamen Bemühungen, einer in weiten Kreisen herrschenden Unkenntnis oder Verblendung ein Ende zu machen.

Ich gehe von einem konkreten Beispiel aus. Der Sohn einer mir bekannten Familie entschied sich als Primaner für die militärische Laufbahn. Vielmehr: er hatte seinen Wunsch bis dahin unterdrückt, weil er sich infolge einer schweren im fünfzehnten Lebensjahr überstandnen Krankheit, auch nach dem Ausspruch des Arztes, für körperlich untüchtig hielt. Das Gefühl wieder erstarkender Kraft drängte ihm dann das heimliche Verlangen auf die Lippen zur Überraschung der Seinigen. Aber zunächst mußte das Abiturientenexamen abgelegt werden, darauf bestanden Vater und Sohn. Den Ausfall der Prüfung charakterisiert das Wort des königlichen Kommissars: „Ein solches Zeugnis habe ich doch noch nicht unterschrieben!“ Im nächstfolgenden Sommer bestand der junge Mann sein militärisches Examen mit dem Prädikat „Vorzüglich,“ also mit „Allerhöchster Belobigung,“ und sein Regimentskommandeur schickte ihm den Degen vor der Offizierswahl. Gegen Ende des zweiten Leutnantsjahres wurde er nach China kommandiert als einer der Jüngsten des gesamten Expeditionskorps. Mit zwei Schwerterorden dekoriert kehrte er in die Heimat zurück, körperlich nicht ganz intakt, weshalb er nach vierjähriger Offizierszeit aus der Front auf einen Adjutantenposten kommandiert wurde, der sonst in der Regel einem Oberleutnant, ausnahmsweise einem ältern Leutnant zufällt, diesmal als der Jüngste in der ganzen Armee.

Ein Blick auf diese Laufbahn beweist, daß der junge Mann alles erfahren hat, was ihm eine glänzende Zukunft verbürgen sollte: das Wohlwollen seiner Vorgesetzten, die Gnade seines Kriegsherrn und daneben ein reichliches Teil Soldatenglück. Nun aber die Rehrseite der Medaille! Um einen vorzeitigen Abgang zur Universität zu verhindern, hatte ihn sein Vater trotz der erfolgten

Veretzung ein zweites Jahr in einer untern Gymnasialklasse zurückgehalten, sodaß er die Reifeprüfung erst mit achtzehn Jahren acht Monaten ablegen konnte. Bei seiner Ernennung zum Offizier hatte er somit das zwanzigste Lebensjahr um einen reichlichen Monat überschritten. Die wohlthätige, gerechte, aber der rückwirkenden Kraft entbehrende Bestimmung, nach der jeder mit dem Reifezeugnis, auch dem schwächsten, versehene Leutnant um mindestens ein Jahr vorpatentiert wird, erschien erst nach seiner Ernennung, sodaß ihm ein zweites Jahr verloren ging. Die beiden Feldzugsjahre werden ihm nur bei der Pensionierung angerechnet, nicht für das Avancement. Heute ein Siebenundzwanziger, wird er — wenn die Aussichten nicht noch schlechter werden — mit dreißig Jahren Oberleutnant. Nach 1870 gab es zweiunddreißigjährige Majors! Und was hat er dann zu erwarten? Sechzehnhundert bare Mark Gehalt, über die er selbständig verfügen kann, denn die ihm obliegenden Not- und Ehrengaben sind so beträchtlich, daß sie den Servis und etwaige Lokalzulagen vollständig aufzehren. Ein dreißigjähriger Richter bezieht 3000 + 480 Mark jährlich an Gehalt und Wohnungsgeld, die Klasse der Oberlehrer, unter denen es heute fünfundzwanzig- bis siebenundzwanzigjährige Herren gibt, in demselben Lebensalter noch 200 Mark mehr!

Andrerseits wäre die Einwendung, daß es für einen jungen Mann von den angeführten Antezedentien noch Wege schnellerer Beförderung gibt, wenig stichhaltig. Erstens bürgt auch der glänzendste Anfang einer militärischen Laufbahn keineswegs für die Fortsetzung. Ganz abgesehen von persönlichen Zufälligkeiten, die sich hier wohl reichlicher einstellen als anderwärts, treten an den jungen Offizier so verschiedene Anforderungen, mit jeder besondern Dienststellung neue, heran, daß sich auch über seine nächste Zukunft niemals etwas voraussagen läßt. Er kann der einen in vollem Maße gewachsen sein, ohne doch die andre zu erfüllen. Er kann in der untersten Stufe das Beste leisten und doch schon auf der folgenden versagen. Jeder rechnet also verständigerweise mit der „Nehsentour.“ Dann wird der dreißigjährige Oberleutnant mit siebenunddreißig bis achtunddreißig Jahren Hauptmann, mit achtundvierzig Major, und vom Regimentskommandeur kann überhaupt keine Rede sein! Zweitens aber kann es sich bei der allgemeinen Frage nach der Zukunft unsrer Offiziere doch gar nicht um eine Ausnahme — die nur die krassen Folgen der gegenwärtigen Verhältnisse beleuchten sollte —, sondern um die Regel handeln. Diese aber wird immer darin bestehen, daß sich junge Leute von Durchschnittsbefähigung, wie sie das Gros jedes Berufsstandes ausmachen, dem militärischen zuwenden, teils aus innerer Neigung, teils weil es die Familientradition so vorschreibt, teils von dem Irrtum geleitet, daß er unter allen die geringsten pekuniären Opfer fordere. Wer die unvermeidliche Differenz, die sich auch für den solidesten Offizier zwischen den jährlichen Einnahmen und Ausgaben ergibt, mit zehn, beim Oberleutnant dann noch mit sieben oder acht multiplizieren will und dazu die Kosten der ersten anderthalb Jahre rechnet, der wird finden, daß man für das, was die Leutnantsjahre überhaupt kosten, dreimal studieren kann. Vielleicht ist beim ersten Entschluß auch ein bißchen Eitelkeit mit im Spiel gewesen, die bestraft werden muß. Aber der

äußere Schein ist bald verflogen, und was übrig bleibt, heißt Entfagung oder Glend, auch für den Empfänger der „Königszulage“ von 120 Mark jährlich. Abgesehen natürlich von dem Falle, daß der junge Offizier noch einen Vater hat, der ihm aus eignen, vielleicht beschränkten Mitteln das Notwendige gewährt. Aber in welchem andern Lebenskreise ist es erhört, daß der Vater seinem siebenunddreißigjährigen untadligen Sohne noch zu einer anständigen Existenz verhelfen muß? Besonders kluge Leute werden ja den Soldaten auf die übliche reiche Heirat verweisen, und gewiß ist sie für manchen der einzige Weg der Rettung. Ob dabei eine Stärkung des persönlichen Ehrgefühls und schließlich das erwünschte Familienglück herauskommt, ist eine andre Frage. Natürlich kann auch echte Herzensneigung mit im Spiele gewesen sein, und es gibt gewiß reiche Mädchen genug, die außerdem liebenswürdig und wohl-erzogen sind. Aber wenn in Offiziersehen die bekannten Irrungen öfter vorkommen sollten als in andern — was trotz Forbach bestritten werden darf —, so würde die Zwangslage, in der sie eingegangen worden sind, das oft genug erklären, wenn auch selbstverständlich nicht entschuldigen. Andererseits läßt sich leicht behaupten, daß ein Leutnant immer eine „gute Partie“ machen kann. Die Zeiten, wo zweierlei Tuch den Ausschlag gab, sind vorüber; auch unsre Mädchen sind praktischer und nüchterner geworden. Allenfalls blendet sie noch der Kavallerist; im übrigen wünscht das im wohlhabenden Elternhause verwöhnte Töchterchen auch in Zukunft auf Gummi, womöglich im scheußlichen Automobil, zu fahren und auf Eiderdaunen zu schlafen. Überhaupt aber hat der Reichtum, den Deutschland über Nacht erworben hat, wenig Segen über uns gebracht. Von ihm haben nur die Händler mit Einschluß der Spekulanten, die Industrie- und die Bergmagnaten sowie die Arbeitermassen den Vorteil. Solange die gesegnete Armut noch in Preußen regierte, Arbeit und Tüchtigkeit allein etwas galten, war für den Beamten und den Offizier, aber auch für das geistige Leben unsers Volkes die bessere Zeit. Damals sagte der Bataillonskommandeur zu seinen Gästen: „Bei einem armen Major gibt es nur einen Kalbsbraten.“ Heute traktiert er mit Pommery und Austern, muß sich aber trotzdem von dem Prozen, dem ers nicht gleich tun kann, über die Achsel ansehen lassen.

Also für die große Mehrzahl der jungen Offiziere, insbesondre der Infanterie und der technischen Waffen, ist der angepriesene Weg ungangbar. Andererseits finden sich innerhalb der deutschen Kriegsmacht selbst noch Ungleichheiten, die weithin drückend, oft entmutigend wirken. Zunächst die unleugbare, wenn auch nach ihrem Ursprung nicht unverständliche Bevorzugung des Adels. In der preussischen und der sächsischen Garde herrscht er, von wenigen Artilleristen abgesehen, ausschließlich, aber auch außerhalb der geschichtlichen Elitetruppe lassen gewisse Regimenter das deutliche Bestreben erkennen, sich von bürgerlichen Elementen „rein“ zu erhalten. Ein ebenso unsittliches wie törichtes Beginnen! Denn der Geburtsadel ist heute selbst nur eine geschichtliche Reminiszenz, wenn auch eine schöne. Fällt ihm aber die Kameradschaft des Bürgerlichen so beschwerlich, so müßte er sich erst recht ablehnend gegen den Talmi-, d. h. den sogenannten „Finanzadel“, verhalten, namentlich bei der

Wahl seiner Frauen. Immerhin ist anzuerkennen, daß in der Hauptsache ein Anfang zum Bessern gemacht ist. Haben doch in den letzten Jahren wiederholt Generale bürgerlichen Namens Armeekorps befehligt.

Fast noch empfindlicher wird der Landoffizier überhaupt durch die Begünstigung der Marine betroffen, die ihm vom Oberleutnant an um durchschnittlich vier Jahre voraus ist. Eine gewisse Rücksicht kann immerhin gebilligt werden. Ist unser Landheer längst und unbestritten das erste der Welt, so hat die Flotte noch im großen Stil zu beweisen, daß sie der ältern Schwester ebenbürtig ist. Wieviel aber von ihrer vollen Leistungsfähigkeit abhängt, weiß heute jedermann. Ein unglücklicher Tag kann bei Deutschlands geographischer Lage vernichten, was Generationen geschaffen haben. Und da gilt es denn alle Fähigkeiten anzuspannen; höchste Anspannung aber setzt höchste Kraft voraus. Namentlich auch die physische, die nach den frischesten Jugendjahren doch allmählich abnimmt. Andererseits ist die Zahl der Friedensopfer, der Natur des Dienstes gemäß, bei der Marine größer als innerhalb des Landheeres. Somit würden die Aussichten, in die mittlern und die höhern Stellungen zu gelangen und namentlich länger in ihnen verbleiben zu können, bei völliger Gleichheit der Altersverhältnisse dort noch ungünstiger sein als hier. Aber das jetzt bestehende „eiserne Avancementsgesetz“ ist trotzdem ungesund, besonders soweit der Infanterist in Frage kommt. Der Verfasser des eingangs erwähnten Aufsatzes nimmt Anstoß daran, daß der junge Leutnant schon nach vier, fünf Jahren unzufrieden wird, wenn er kein „Extrakommando“ erhält. Aber er muß wohl einer berittnen Truppe angehört haben oder angehören, sonst würde er den durchschlagenden Grund würdigen, der einen Wechsel der Tätigkeit für den Fußgänger zur Lebensbedingung macht. Oder sollte er wirklich nicht wissen, daß bei ununterbrochnem Frontdienst mit dreißig Jahren „die Knochen hin sind“?

Und was hat nun der junge Offizier in seinem schweren, entsagungsvollen, auch in Friedenszeiten ihn tausendfach gefährdenden Beruf zu leisten und zu leiden? Daß der Leutnant, wie er sein soll und der großen Mehrzahl nach ist, die Blüte der deutschen Jugend darstellt, muß doch einmal ausgesprochen werden, trotz der auf der demokratischen Seite zu erwartenden Grimasse. Leiblich, das versteht sich von selbst, da er sonst gar nicht zu seiner Stellung gelangt wäre. Aber auch geistig bleibt er, zumal nach den erhöhten Anforderungen der Gegenwart, hinter dem bloßen Wissenschaftsjünger nicht zurück; in bezug auf alles, was Ausbildung der edeln Lebensform und zugleich des sittlichen Charakters angeht, übertrifft er ihn in der Regel, dank der unvergleichlichen Erziehung durch das Regiment.*) Und während er so eine volle Persönlichkeit einsetzt, hat er die goldne Freiheit des akademischen Bürgers

*) Es sei hier nur darauf hingewiesen, daß der Miles gloriosus im deutschen Heere keine Stelle findet, während der Unfehlbarkeitsbündel der anerkannten oder auch der angehenden „Leuchten der Wissenschaft“ oft die Grenze des Lächerlichen erreicht. Vornehme Bescheidenheit ist ein Kennzeichen unsers Offizierstandes. Wer weiß etwas von den Taten und Leiden unsrer Tapfern in China? Nur die „Sunnenbriefe“ sind jedem bekannt und finden bei Schwachköpfen heute noch Kredit. Vor dem schlitzäugigen Japaner liegt der deutsche Philister auf dem Bauche;

niemals kennen lernen. Erzieher des wehrhaften Volkes, muß er das Bewußtsein von dem Abel seines Berufs mit der unvermeidlichen, aber drückenden Einförmigkeit des täglichen Dienstes erkaufen, und das lange Jahre, die zugleich die schönsten des Lebens sind. Und dieser Dienst ist nicht bloß einförmig, sondern auch über die Maßen hart. Schon Moltke hat einmal im Reichstage gesagt: „Ich kenne keinen Leutnant, der Zeit zum Spaziergehn hätte!“ Seit Einführung der zweijährigen Dienstzeit aber, dieses Molochs der militärischen Jugend, ist das noch ganz anders geworden. Der Soldat soll dasselbe leisten wie früher, womöglich mehr, da ja die Kriegskunst ebenso wenig stillsteht wie andre Künste, wie alle menschlichen Fertigkeiten und Wissenschaften. So muß also der Lehrmeister mit verdoppelten Kräften eintreten, was bei vielen nichts andres heißt als sich aufreiben. Die Vorgesetzten, die ihrerseits getrieben werden, treiben in immer steigendem Maße, und das Schlußergebnis ist eine dem gesamten Militärwesen aufgeprägte Nervosität, die zwar das Äußerste erreicht, aber niemand innerlich beglückt und viele Existenzen vernichtet.

Auf der andern Seite bleibt der Offizier der niemals rastenden Kontrolle der Sozialdemokratie so gut wie schutzlos preisgegeben. Diese selbst liefert freilich nicht bloß schlechtes Soldatenmaterial. Vielmehr gehört ein Teil des sozialdemokratisch angesteckten Nachwuchses zu den brauchbarsten Leuten der Truppe, ganz dem „System“ entsprechend, das für den Tag des großen Kladderadatsches militärisch geschulte Kräfte zur Verfügung haben will. Aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die schlimmsten, den Lehrer zur Verzweiflung treibenden Rekruten ebenfalls Handlanger der staatsfeindlichen Sekte sind, darauf eingeschworen, durch Trotz, Ungeschick oder erheuchelte Stupidität das Ausbildungspersonal zu reizen und herauszufordern. Beide Kategorien haben zugleich die Verpflichtung, jede Ausschreitung oder Übereilung, wenn nötig, vergrößert und verzerrt, den bekannten Führern anzuzeigen und so „Mißhandlungen“ konstruieren zu helfen. Daß auch der Unteroffizier und der Leutnant junge Menschen von heißem Blute sind, daß die Leute, wie tägliche Zeitungsberichte beweisen, unter sich im Zivilverhältnis viel schlimmere Roheiten begehn, als der ungeschickteste oder widerhaarigste Rekrut jemals von seinen Vorgesetzten erfährt, wird dann nicht als mildernder Umstand anerkannt. Wer die geringste Anlage zum „Soldatenschinder“ verrät, hat den Rock seiner Majestät auszuziehen. Welche Natur aber soll es auf die Länge vertragen, beständig zwischen zwei Feuern zu stehn? Und am letzten Ende wird der junge Offizier noch von den Wils, Beyerlein, Baudissin mit Schmutz beworfen, von dem Simplicissimus, diesem Inbegriff wigloser Roheit, nicht zu reden.

das schweigame Gelbentum unsrer südafrikanischen Kämpfer wird kaum beachtet. Dieser Undank hindert freilich keinen unsrer jungen Offiziere zu denken und zu handeln wie jener Leutnant von Rosenberg, dessen letzter Brief an die Seinigen nach einem durch Wahrhaftigkeit der Schilderung erschütternden Bericht über die Erstürmung dichtbesetzter Klippen in brennender Sonnenglut mit den Worten schloß: „Nun sollt ihr aber nicht etwa glauben, daß wir Helden wären! Wir tun einfach unsre Pflicht.“ Und dieser Pflicht getreu ist er gestorben.

Wen kann es nach alledem wundernehmen, daß unsre jungen Offiziere in zunehmender Zahl ihrem Beruf untreu werden? Nur völlig uneigennütige Begeisterung kann sie darin festhalten, oder die schmerzliche Überzeugung, daß es für einen Wechsel zu spät ist. Und nicht minder begreiflich ist die Schwierigkeit des Ersatzes, eines geeigneten Ersatzes nämlich. Schon werden die alten bewährten Überlieferungen vielfach durchbrochen, nur um die Cadres zu füllen, was schließlich doch nicht gelingt. Denn ein Leutnant braucht „Kinderstube“ — neben manchem andern natürlich, was bei einem sonst tüchtigen und ehrenwerten jungen Manne selbstverständlich ist. Früher wurden die gesellschaftliche und die Bildungssphäre des Aspiranten peinlich geprüft, was heute nicht immer der Fall ist. Aber weiter, als schon geschehen ist, wird man nicht hinabsteigen dürfen, ohne die Grundlagen der Einrichtung zu erschüttern.

Zur Deckung des Bedürfnisses würde also nur die eine Möglichkeit übrig bleiben, mit dieser Einrichtung selbst zu brechen, das preußische und das deutsche Heer, wie es in dritthalbhundertjähriger ruhmreicher Geschichte geworden ist, durch eine Miliz zu ersetzen. Leute von der Beschaffenheit der englischen Tommies und Volunteers würden sich immer noch zur Genüge finden, und Herr Bebel würde als Feldmarschall oder Generalstabschef einer solchen Armee keine üble Figur machen. Schade nur, daß unser Menschenmaterial und alles, was in Deutschland des Schutzes bedarf, zu kostbar ist, als daß man es auf die Probe ankommen lassen dürfte!

Aber auch der Zeitpunkt wäre übel zu einem solchen Scherze gewählt. Denn Deutschlands Lage ist ohne Zweifel heute ernster als jemals. England ist sein geschwornener Feind, daran ist aber nicht, wie auch in diesen Blättern behauptet worden ist, vor allem die deutsche Presse schuld, sondern einzig und allein die brutale englische Selbstsucht. Wenn sich viele unsrer Zeitungen im Burenkriege von vornherein auf die Seite der Schwachen stellten, so vertraten sie, mochten die Eigenschaften der Buren sein, welche sie wollten, die Sache göttlichen und menschlichen Rechts gegen eine wahrhaft verruchte Frivolität. Inzwischen ist der wahre Grund des wütenden Hasses, mit dem uns der edle Vetter jenseits des Kanals beehrt, allgemein erkannt worden; er liegt aber an zweiter Stelle auch in der wachsenden Erkenntnis, daß er uns über seine wahre Gesinnung immer weniger zu täuschen vermag. Sein frömmelnder Augenaufschlag und sein von Sittlichkeit triefendes Gerede macht nur noch auf die Bedientennaturen Eindruck, an denen Deutschland immer noch reicher ist als irgendein Land. Wir andern wissen, wessen wir uns zu versehen haben; wir hören und verstehen die zornigen Rufe, die bei Lordmayorbanketten und an Gesandtentafeln mit zynischer Deutlichkeit ertönen. Und wer von Geschichte so viel weiß, wie es im „gelehrten Germanien“ eigentlich bei jedem der Fall sein müßte, der denkt an Kopenhagen und das Jahr 1807 und sagt sich, daß uns jeden Tag daselbe widerfahren kann.

Was Frankreich betrifft, so sind wir von ihm für wenigstens zwei Jahrhunderte geschieden. Solange hat Deutschland gebraucht, seine alten Provinzen wiederzugewinnen, warum soll der Franzose nicht ebensolange an der Hoffnung festhalten, Elsaß und Lothringen, die inzwischen Glieder seines politischen

Organismus geworden waren, zurückzuerobern? Wollten wir sie ihm aber von neuem überlassen, so würden andre Dinge und Namen auftauchen, um derenwillen er Genugthuung vom Schicksal, also von uns, verlangt. Man wird das bedauern müssen, denn ohne Zweifel sind Franzosen und Deutsche von Natur zu Führern der Menschheit und zu guten Freunden bestimmt. Aber die Eitelkeit unsers gallischen Nachbarn ist eben noch größer als seine Intelligenz, und so wird uns nichts übrig bleiben, als jederzeit mit scharfem Schwert an den Grenzen Wacht zu halten, länger als Graf Moltke einst voraussah. Eine Staatskunst, die wirklich einmal wieder an vergangne große Zeiten erinnert, hat eben eine neue blutige Begegnung zu verhindern gewußt, aber auch sie vermag nicht über den nächsten Augenblick hinaus Bürgschaft zu leisten.

Auch Rußlands Stellung uns gegenüber kann nicht zweifelhaft sein. Ich habe im Lande selbst noch die Zeit erlebt, wo Erinnerungen an die preußische Waffenbrüderschaft in den ältern Offizierkreisen wert gehalten wurden, während uns zugleich der literarische Feldzug der Katkoff und Aljakoff gegen den „faulen Westen“ und die Hexerei der Ignatieff und Skobelev die jüngere Generation entfremdeten. Die schöne Dänin und ihr in ungeschminktem Deutschenhaß aufgezogner Gemahl wirkten in demselben Sinne, nachdem schon vorher die Korrektur des Friedens von San Stefano — mit einem Schein des Rechts vom russischen Standpunkt aus — eine allgemeine Erbitterung gegen uns hervorgerufen hatte. Am meisten aber würden sich die täuschen, die aus dem kläglichen Zusammenbruch der russischen Militärmacht den Schluß auf die Ungefährlichkeit des großen Slavenreichs ziehn wollten. Je tiefer das Ansehen der dortigen Regierung sinkt, um so mehr wird sie gezwungen sein, den Juden und den Polen Zugeständnisse zu machen; damit aber schleudert sie die Brandfackel auch in unser Haus. Dazu kommt der Stachel des Hohns, den sie innerhalb wie außerhalb des Landes jetzt täglich erfahren muß. „Ja, wenn ihr eine Ahnung von preußischer Zucht und Ordnung hättet, wäre das alles nicht vorgekommen!“ Musterknaben sind eben nirgends beliebt, am wenigsten natürlich bei den zu ihren größern Ehren Getadelten.

Österreich vermag sich selbst nicht zu helfen, geschweige denn uns; Italien hat trotz dem Ré Galantuomo und trotz Venezien die für Königgrätz schuldige Treue im Jahre 1870 schlecht bewährt.

Also Feinde oder halbe Freunde ringsum! Die Zeiten des großen Friedrichs, der mit ganz Europa um seine Existenz zu ringen hatte — freilich auch mit ganz Europa fertig wurde —, können über Nacht wiederkehren.

Also gilt das Wort des großen Friedrichs: *Toujours en vedette*, heute ebensogut wie zu seiner Zeit. Und kein ernsthaft denkender im Volke wird glauben, daß wir die Macht und unsre Stellung zu halten vermöchten, wenn der Nachwuchs unsers Offizierstandes versagte.

Zweierlei muß geschehen zur Sicherung von Deutschlands Zukunft. Erstens muß das von einem Jahr zum andern verschleppte Pensionsgesetz endlich angenommen werden mit allen schon vorgeschlagenen Verbesserungen, insbesondre auch zugunsten der alten Offiziere. Denn es kann doch nichts törichtereres geben, als die nicht völlig leistungsfähigen mitzuschleppen bis zu einem neuen

Zena, oder sich künstlich eine Fronde zu schaffen, indem man sie mit Nahrungsforgen ins Leben hinausstößt. Zweitens muß wenigstens dem Oberleutnant eine Gehaltserhöhung von 600 Mark zugebilligt werden. Damit wird er dem im Zivildienst stehenden Altersgenossen, wie oben nachgewiesen worden ist, noch lange nicht gleichgestellt, aber er kann doch eine anständige, obwohl bescheidne Existenz aus dem Eignen führen. Bei 5000 bis 6000 Offizieren dieses Ranges würde es sich um $3\frac{1}{2}$ Millionen Mark jährlich handeln — oder will der Reichstag warten, bis ein unglücklicher Krieg dem deutschen Volke, von dem unmittelbaren Einfluß abgesehen, 5 Milliarden kostet?

Mit einer „Zulage für bedürftige Offiziere,“ das muß noch ausdrücklich bemerkt werden, ist es nicht getan. Die Idee des Fürsten Hendel von Donnersmarck, ein Zehnmillionenkapital mit Hilfe der „Hochfinanz“ aufzubringen und dem Kaiser zur Verfügung zu stellen, ist gewiß gut gemeint, aber glücklich war sie nicht. Denn die Armut kann sich in jedem Stande mit Ehren behaupten und die höchste Achtung auch der Wohlhabenden erringen, wenn sie schweigen darf. Sich vor den Kameraden und vor der Öffentlichkeit dazu bekennen zu müssen, ist eine Demütigung, die der deutsche Offizier am wenigsten ertragen wird. Er kann sich nur zwei Dinge gefallen lassen: die Gnade seines Landesherrn oder die Gewährung seines Rechts durch die Volksvertretung. Und es wird höchste Zeit, daß sich der deutsche Reichstag auf dieses Recht und seine Pflicht besinnt.

H. G.



Schulfragen

1. Die Überbürdung auf den höhern Schulen



Durch den Erlaß des deutschen Kaisers vom 26. November 1900, ferner durch die unterm 29. Mai 1901 veröffentlichten neuen „Lehrpläne und Lehraufgaben für die höhern Schulen in Preußen,“ endlich durch die verschiedenen Erlasse, die sich mit der Gleichberechtigung der Abiturienten der drei höhern Schulgattungen beschäftigen, schien die Schulreform zu einem gewissen Abschluß gekommen zu sein. Zwar sind auch in Preußen noch nicht alle Wünsche für die Gleichberechtigung erfüllt, zwar sträuben sich noch einige deutsche Bundesstaaten gegen die Gewährung der in Preußen zu Recht bestehenden Gleichberechtigung, aber das sind Kleinigkeiten, die den Gang der Dinge nicht aufzuhalten vermögen, und die bald verschwinden werden. Wenn auch manche Leute, Lehrer wie Laien, mit dem Inhalt der oben genannten Verfügungen nicht durchweg einverstanden waren, so hofften sie wenigstens, daß endlich der lange, verderbliche Streit um die höhern Schulen, insbesondere der Angriff auf das vielgeschmähte Gymnasium mit seinem Berechtigungsmonopol ein Ende nehmen und den Schulen die ihnen so nötige Ruhe zu stetiger innerer Arbeit gegeben werden würde. Aber auch diese Hoffnung ist getäuscht worden, und wenn man die Sache recht betrachtet, konnte es gar nicht anders kommen. Denn eine große innere Reform der Lehrpläne und des ganzen Schulbetriebs fehlt uns auch heute noch; dadurch, daß man dem